

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 7 (1910-1911)

Rubrik: Schauspielabende

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dargestellt. Nur die Staatsschuld Frankreichs, Belgiens und Portugals sei verhältnismäßig noch größer als die der Schweiz. Der Umstand, Frankreich allein über eine Milliarde zu schulden, könne später zu unheimlichen Verwicklungen führen und müsse auf alle Fälle den Landeskredit schädigen, wenn einst die Verzinsung nicht mehr in gleichem Maße möglich sein sollte. Steiger erblickt die Ursache dieser allfälligen Störung des finanziellen Gleichgewichts in der künftigen in- und ausländischen Konkurrenz, und die Gegenmittel im Ausbau der Gotthardlinie. Zu seiner Defensive braucht er im allgemeinen dieselben Waffen, die hier mehr in offensivem Geiste angewandt wurden.

Kurz gefasst ist der Sinn unserer Bestrebungen folgender:

Wir haben alle Ursache und dürfen keine Mittel scheuen, die Alpenbahnen möglichst leistungsfähig auszubilden.

Dagegen können wir davon absehen, uns an der Oberrheinschiffahrt stark zu beteiligen, da Deutschland und Frankreich durch eine intensivere italienisch-schweizerische Verkehrspolitik zur Ausbildung dieser Wasserwege gezwungen werden können.

Die schweizerische Verkehrspolitik bedarf dringend der Festlegung einer Richtungslinie, wozu eingehende und sachgemäße Verhandlungen in der Presse und in den Räten notwendig sind.

Eine weitere Kapitalinvestierung in schweizerischen Verkehrsanlagen kann jedoch kaum gefährlich sein.

ZÜRICH

Dr. ing. H. BERTSCHINGER



SCHAUSPIELABENDE

Von A. Pauls Komödie „*Blauer Dunst*“, die auf Grund eines Hamburger (diesmal also nicht eines Berliner) Erfolges rasch an unsere Schauspielbühne im Pfauen verpflanzt worden ist, brauchen wir kein weiteres Aufheben zu machen. Komödie heißt hier Schwank. Inhalt: ein armes spanisches Mädel entrinnt dadurch der verhassten Ehe mit einem reichen alten Widerwart, dass sie von einem jungen Mann sich aus dem Mädchenstand erlösen lässt. Mit derselben wohlbekömmlichen Gläubigkeit, mit der Madonna Lisetta im Decamerone den Engel Gabriel in der Gestalt des ruchlosen Minoritenbruders Alberto nächstens in die Arme schließt, ergibt sich die Paulsche Spanierin dem hübschen Schreiber, der sich als Abgesandten des Himmels aufspielt und mit ausgiebiger Inbrunst die Rolle des Trösters der mit dem greulichen Alten bedrohten Jungfrau übernimmt. Die himmlische Täuschung kommt natürlich auch hier an den Tag. Nur hat

die Entdeckung für die kleine Spanierin am End aller Enden die angenehme Folge, dass der menschliche Engel sich nicht schließlich nach getanem Liebeswerk in blauen Dunst auflöst, sondern sich auf seine ernsthaften Pflichten gegenüber dem Mädel besinnt und ihm Herz und Hand fürs Leben, nicht nur auf Zeit überlässt. Das Stück spekuliert mit der Pikanterie der Boccacciade und glaubt sich jeder literarischen Haltung entschlagen zu dürfen. Ein Schwall von Banalitäten ist über das Ganze ausgegossen, und gröbste Operetteneffekte werden nicht verschmäht. Man fühlt sich ästhetisch in keiner reinen Atmosphäre. *Riguarda e passa.*

* * *

Am 21. Oktober fand im Stadttheater die Uraufführung des Lustspiels „Graf Ehrenfried“ von Otto Hinnerk statt. Das Stück reicht seiner Entstehung nach acht Jahre zurück, erfuhr aber in der Zwischenzeit eine starke und wohlgelungene Umarbeitung, so dass das jetzt vorliegende vieraktige Lustspiel sich von dem fünfaktigen des Jahres 1902 in wichtigen Punkten unterscheidet. Die Handlung ward durchsichtiger, einfacher, konzentrierter, für die dominierende Stellung des Titelhelden ist in strafferer Weise gesorgt worden. Der Verfasser (der, ein Norddeutscher von Geburt, seit Jahren in der Schweiz als Arzt tätig ist und jetzt in Basel lebt) hat schon ein halbes Dutzend Dramen im Druck erscheinen lassen. Eines, die Komödie „Närrische Welt“, hat vor wenigen Jahren Otto Brahm am Lessing-Theater aufgeführt, und in Else Lehmann, der prächtigen Künstlerin, fand sich für die das Stück tragende Gestalt eine Darstellerin allerersten Ranges. Frankfurt a. M., Elberfeld haben seither die Komödie, in der eine überlegene Ironie der Weltbetrachtung waltet, der Wiedergabe für wert erachtet, auch für Wien und München ist sie in Aussicht genommen. Sie wird am Ende wohl auch noch nach Zürich kommen, in die Stadt, welche der Entstehung gerade dieses Stückes besonders nahe steht, wie hier vielleicht verraten werden darf.

Mit der Aufführung des Grafen Ehrenfried ist dagegen unsere Bühne allen andern in deutschsprechenden Landen zuvorgekommen. Sie hat sie sogar, im Glauben, dem Stück szenisch besser gerecht zu werden, dem Stadttheater zugewiesen. Leider ist damit dem Werk kein Gefallen erwiesen worden. Seit wir den Vorteil und die Reize der kleinen Bühne im Pfauentheater kennen und schätzen gelernt haben, erscheint uns immer mehr der große, hohe Raum der Stadttheaterbühne als ein geradezu stimmungstörendes Milieu für Stücke, bei denen auf die innere Bewegung weit mehr ankommt als auf die äußere. An Hinnerks Lustspiel hat sich diese Beobachtung wieder lehrreich bewahrheitet. Das still-poetische Element zerflatterte stellenweise bedenklich in dem weiten Raum und dem umständlichen szenischen Rahmen, wozu freilich noch der leidige Umstand mithalf, dass die Sprechtechnik (oder besser Nicht-Sprechtechnik) einzelner Schauspieler wohl der Akustik des Pfauentheaters, nicht aber der des Stadttheaters zu genügen vermag. Dass man leise, rasch und deutlich zugleich sprechen kann, das ist ein Geheimnis, das nicht mehr allzu viele Mimen zu ergründen gewillt oder befähigt sind. Und man denkt wieder an den sprechgewaltigen Kainz wie an ein verlornes Paradies.

In Anmerkungen für die Darstellung hat Hinnerk selbst (in einer nur als Manuskript gedruckten Version) den Grafen Ehrenfried, „einen hochgewachsenen Mann gegen das dreißigste Lebensjahr“, dahin charakterisiert:

„Sein ganzes Wesen zeigt vor allem den Träumer, der weit mehr in seinen Vorstellungen, als in der Wirklichkeit lebt. Sein Naturell ist bei all seiner Versonnenheit ein heiteres. Er ist der Typus des von seiner Sehnsucht und seinen Hoffnungen beherrschten Phantasie-Menschen ... Seine Phantasie führt ihn, sobald sie erregt wird, stets an die Grenze, wo Wahres und Falsches, Traum und Wirklichkeit sich mischen. Aber bei alledem spielt er doch nur mit den Dingen, so sehr sie in Augenblicken sich seiner bewältigen, nicht mit Bewusstsein der Täuschung sich hingebend, aber doch auch nicht so völlig unbewusst in ihr befangen, dass er sich nicht stets wieder aufraffen und zur Klarheit durchdringen könnte, worin ihn auch sein naiver Humor unterstützt.“

Diesen seltsam Wahrheit und Dichtung vermischenden, die harte Realität mit souveräner Leichtigkeit in die heitern Sphären des Idealen emporhebenden und verklärenden Menschen schildert das Lustspiel mit einer feinen Anmut, die auch den grotesk anmutenden Zügen, der Don Quichotehaften Umwertung aller Werte (wie man diese durchgehende Transposition der Dinge vom Dunklen ins Helle nennen könnte) Liebenswürdigkeit verleiht. Der dramatische Kern des Stückes besteht nun darin, dass dieser Verneiner und Umdeuter der Wirklichkeit in unsanfte, ja gefährliche Berührung mit dem realen Leben gerät. In diesem Träumer, der mit dem Zauberstab der Phantasie seine bittre Armut in behaglichen Wohlstand, Menschen in Tiere, Wasser in Wein, Krähen in Wildbret verwandelt: in ihm erwacht von Zeit zu Zeit ein heißes Sehnen nach einem großen Stück weiter, weiter Welt jenseits des Waldes, in dem der Graf seine Tage mit süßem, romantischem Nichtstun vertrödelt, nach der farbigen Welt der Tat, des Handelns. Er meint, irgend etwas Gewaltiges vollbringen müsste herrlich sein, nicht um des Ruhmes willen, nur um seiner Kraft besser bewusst zu werden. Und der Zufall fügt's, dass dieser heimliche Wunsch dem Grafen in Erfüllung geht. Unverhoffter Zeuge eines Überfalls, den zwei Spitzbuben auf einen Schlafenden auszuführen beabsichtigen, rettet er dem Bedrohten durch einige gut heruntergezogene Gertenhiebe das Leben. Und siehe: der Gerettete ist der Kurfürst. Das wäre ja nun eine große, schöne Tat! Wenn man's aber nur auch so ganz sicher wüsste! Die Sache wird dem Grafen nur zu bald schon bitter vergällt. Denn der Neid der Höflinge macht sofort mobil gegen ihn, und dem Kurfürsten sogar kann der Verdacht rege gemacht werden, dass diese Rettungstat nur ein arrangiertes Stücklein gewesen sei zur Ergatterung unverdienten Dankes und einträglicher Gunst. So erblickt Ehrenfried seine Tat in einem immer bedenklicheren Licht: was hat ihm denn dieses sein Tun eingetragen? gemeinen Neid, die schändlichste Verdächtigung. Dann mag er am liebsten von dieser Welt gar nichts mehr wissen. „Mich ekelt jedes Wort der Verteidigung. Macht kurz! Hin in den Tod!“ Aber die dunkle Wolke zieht gnädig vorüber. Die Unschuld des Grafen kommt an den Tag. Doch von der großen Welt hat er genug. Kein Band soll ihn mehr mit ihr verknüpfen, auch das nicht der ihm freundlich entgegengetragenen Liebe einer vornehmen Frau. Da wählt er lieber die arme, gute, treue Lise; von der weiß er doch das eine sicher, dass sie seinen Träumereien eine liebe Genossin sein wird, nichts weiter begehrend, als was ihr hoher Gebieter und Geliebter will.

Ohne große Worte, ohne alle lauten Effekte ist dieses Romantiker-Dasein geformt. In die einfache Prosa sind einige Lyrika des Grafen ein-

gestreut, auch sie ohne alle pathetische Gebärde, schlichte, warme Ergüsse. Die Handlung, mit Geschick vorwärts bewegt, nützt die Spannungen der Situation nirgends zu wirkungsvollen Höhepunkten der Aktion aus. Der Held soll sich explizieren, die Handlung kein Sonderleben führen. Aus den Szenen der Rettungstat und dem Gerichtsakt hätte ein Theatraliker weit mehr machen können, und im dritten Akt, der Ehrenfried am Hof des Kurfürsten zeigt, wäre für dankbare Intermezzi zwischen den gewandten Höflingen und dem weltfremden Grafen reichlich Raum gewesen. In der Art, wie Hinnerk auf all diese billigen Wirkungsmittel verzichtet hat, liegt eine vornehme Dichtergesinnung. Das große Publikum ist dergleichen zurückhaltenden Autoren gegenüber leicht mit dem Vorwurf der Dünnhheit, der Harmlosigkeit, ja der Kindlichkeit bei der Hand. Der paprikalose, sonnig-naive Humor, der das Lustspiel durchleuchtet, ist auch kein Artikel für Herrn Jedermann. Nicht einmal eine — Nein, so gar einfach will man doch nicht genommen sein. Wir aber danken dem Dichter gerade für dieses feine Stilgefühl, das seinem Lustspiel das Gepräge des Besondern, Persönlichen, Wertvollen aufdrückt.

Man sucht nach einem lyrischen Motto für diesen dramatischen Preis des die Welt selbstherrlich anschauenden und umformenden Phantasie-Menschen; es steht bei Gottfried Keller:

Der Oberfeldzeugmeister
Ist meine Phantasie,
Und ihre tapfern Geister
Verließen mich noch nie!
Die unerschöpfte Kasse
Der Quellen Silberschaum,
Mein lustig kühles Lagerzelt
Des Waldes grüner Raum.

ZÜRICH

H. TROG



GEORGE MEREDITH

An der Schwelle des 19. Jahrhunderts steht in der englischen Literatur die Gestalt Lord Byrons, nach deutscher Auffassung immer noch der größte englische Dichter seit Shakespeare. Byron, der Dichter heftiger aber krankhafter Gefühle! Das Weltschmerzkind, dessen Lieder im tiefen, auf Moll gestimmten Ossianton erklingen! — An der Schwelle des 20. Jahrhunderts steht eine andere Dichtergestalt, in jeder Hinsicht der Gegensatz zu Byron, der philosophisch lächelnde George Meredith, den die Deutschen noch gar nicht kennen. Was er dichtet, entspringt einem tiefen, durch *Verstand* geläuterten Empfinden. Auf den Kampf der mächtig wogenden menschlichen Gefühle blickt er herunter wie ein Gott, der nicht daran beteiligt ist. Meredith ist ein moderner Mensch, der den Mut hat, mit der aus der alten Dichterwerkstatt stammenden Symbolik aufzuräumen und die Sache auch in der Dichtung mit ihrem wahren Namen zu benennen. Gefühle? — Nein, Nerven! — Kampf? — Nein, eine Krankheit, die Sentimentalität heißt! So erklärt Meredith Byron und der Dichtung der Nervenüberreizungen, die bisher mit den prächtigsten, aber falschsten Namen belegt worden sind, den Krieg